

Klaus Oschema, Christina Andenna, Gert Melville, Jörg Peltzer (Hg.), Die Performanz der Mächtigen. Rangordnung und Idoneität in höfischen Gesellschaften des späten Mittelalters, Ostfildern (Jan Thorbecke Verlag) 2015, 240 S. (RANK. Politisch-soziale Ordnungen im mittelalterlichen Europa, 5), ISBN 978-3-7995-9125-6, EUR 39,00.

rezensiert von/compte rendu rédigé par
Georg Jostkleigrew, Münster

Der hier zu besprechende Band versammelt eine Reihe wichtiger Beiträge, die sich im Blick auf vier Phänomenbereiche der »Performanz der Mächtigen« widmen. Cristina Andenna, Klaus Oschema und Jörg Feuchter untersuchen politisch-oratorische Performanz. Jörg Peltzer und Stéphane Péquignot diskutieren Beispiele symbolischer Kommunikation und politischer Ritualität aus performanzorientierter Perspektive. Torsten Hiltmann und Karl-Heinz Spieß nehmen die spätmittelalterliche Adelskultur in den Blick; sie fragen etwa nach der Bedeutung physischer Performanz im Rahmen von Hoffesten und Turnieren. Matthias Standke schließlich nimmt eine textpragmatische Analyse spätmittelalterlicher Karlslegenden und der dort zu beobachtenden per- und illokutionären Elemente der Herrschaftsinszenierung und -legitimierung vor. Die Beiträge werden intellektuell anspruchsvoll durch Klaus Oschemas einführende Überlegungen und Gert Melvilles kommentierende Ergebnissichtung gerahmt.

Die durchweg anregenden Aufsätze enthalten eine Fülle weiterführender Beobachtungen, die nicht selten geeignet sind, allzu stereotype Vorstellungen vom (Spät-)Mittelalter infrage zu stellen. Karl-Heinz Spieß weiß etwa von (im Wortsinne) »starken« Frauen zu berichten, die Hufeisen verbogen, Nüsse zwischen den Fingern zerbrachen und zur Not auch einmal ihre fürstlichen Gatten in den Schwitzkasten nahmen. Solche Kraftmeierei wurde von den Chronisten offenbar keineswegs negativ bewertet und jedenfalls nicht grundsätzlich anders als entsprechende Körperpraktiken gleichrangiger Männer wahrgenommen.

Zum Mit- und Weiterdenken regt aber auch die Einleitung des federführenden Herausgebers Klaus Oschema an. Aus seinen Überlegungen zu »Dass« und »wie«. Performanz und performative Qualität als Kategorien historischer Analyse« ergeben sich wichtige Nachfragen zur Konzeption des Bandes sowie allgemeiner zum Programm und zur Quellengrundlage einer performanzorientierten historischen Forschung. Was ist überhaupt gemeint, wenn von »Performanz« die Rede ist? Welche Bedeutung kommt der Analyse von Performanz im Blick auf Rituale und ritualisierte Handlungssequenzen zu? Diese Frage ist um so wichtiger, als die meisten Beiträger ihre jeweiligen Forschungsgegenstände wesentlich als ritualisierte Handlungen begreifen – seien es nun Krönungen, Turniere oder Feldherrenreden. Schließlich ist auch danach zu fragen, wo und wie Performanz im

Quellenmaterial bzw. im Prozess historischen Erkennens greifbar wird. Diese Fragen werden im Folgenden zu diskutieren sein.

Was bedeutet Performanz? Wie Oschema in seinem Überblick über einschlägige Ansätze der jüngeren Forschung bemerkt, hat man »eine ganze Reihe grundlegender Fragen [zum] Performanzparadigma [...] noch nicht oder kaum angesprochen«; insbesondere fehle eine »klare und operationalisierbare Definition des Performanzbegriffes«. Er geht die Definitionsfrage dann von zwei Seiten aus an. Da ist zum einen der Begriff der »Performativität«, der sich aus der Austinschen Sprechakttheorie herleitet: »So wie performative Äußerungen eine bestimmte soziale Realität herbeiführen und auf diese spezifische Weise als wirksame Handlung erscheinen, lassen sich im sozialen Miteinander auch performative Akte erkennen, die sich grundsätzlich durch ihren selbstreflexiven und wirklichkeitskonstitutiven Charakter auszeichnen« (S. 16). Performative Akte wie etwa ein Eheschluss bringen hervor bzw. sind, was sie diskursiv und/oder symbolisch bezeichnen. Entscheidend ist dabei, *dass* gehandelt wird, nicht aber, *wie* gehandelt wird (vgl. S. 15, unter Verweis auf eine entsprechende Definition im »Lexikon zur Soziologie«). Es ist »relativ gleichgültig [...], ob die handelnden Akteure souverän, geübt und überzeugend, oder vielmehr stockend und ungelenkt agieren. Tatsächlich könnte man wohl sogar ein Proprium ritualisierten Handelns und der Effizienz von Ritualen in der Tatsache sehen, dass durch die spezifische Rahmung und die relativ klare Vorgabe bestimmter Handlungssequenzen die kulturelle Gültigkeit der Ritualhandlung erreicht wird, während die Akteure als solche beinahe austauschbar erscheinen mögen. Die [...] soziale Stabilisierungsleistung ritualisierten Handelns dürfte nicht zuletzt in dieser Besonderheit zu suchen sein« (S. 22f.).

Wie passt zu diesen Überlegungen nun aber der Gedanke, den Oschema als Leitaspekt für die weitere Analyse der »performativen Dimension des Handelns« konturiert – der Ansatz nämlich, Performanz vor allem im Blick auf »die singularisierenden Aspekte [zu analysieren], die mit der individuellen Körperlichkeit der handelnden Personen verbunden sind« (S. 17), und nach der »performativen Qualität« der jeweiligen Handlungen zu fragen, »also danach, ›wie kompetent‹ eine Handlung vollzogen wird«(S. 22)? Haben die beiden Konzepte von »Performanz« bzw. »Performativität«, die hier ausdrücklich zusammengebunden werden, außer dem Namen irgendetwas miteinander gemein? Auf den ersten Blick wird man dies wohl verneinen. Bei vertiefter Betrachtung eröffnet der Nexus von Performanz und Performativität (im oben jeweils dargelegten Sinn) dann aber doch sehr interessante und weiterführende Perspektiven für die historische Forschung. Dies betrifft weniger den Kernbereich »deklaratorischer« Performativität, in dem sinnvollerweise ein »entweder – oder« gilt: Der Krieg wird entweder erklärt oder nicht, man wird entweder getauft oder nicht; in beiden Fällen spielt die »Performanz« der Akteure für den performativen Erfolg der jeweiligen Handlung keine Rolle. Von Interesse sind vielmehr jene Bereiche, in denen ein »mehr oder weniger« zu beobachten ist: In Anlehnung an Judith Butlers gendertheoretische Überlegungen verweist Oschema darauf, wie

»der Einsatz des Körpers in iterativen und damit normbildenden Handlungsabläufen Vorstellungen [prägt], die realitätskonstituierenden Charakter besitzen« (S. 21). Performanz und Performativität kommen hier nicht nur auf der Phänomenebene, sondern auch im analytischen Zugriff zusammen: Die Wahrnehmung unterschiedlicher Grade von Männlichkeit (Frömmigkeit, Expertentum ...) hängt nicht zuletzt davon ab, wie gekonnt und routiniert männliche (religiöse, gelehrte ...) Rollenschemata performiert werden. Mehr noch als im Blick auf Ritualsequenzen eröffnet sich hier ein fruchtbares Feld für künftige Überlegungen (wobei allerdings zu fragen wäre, ob in solchen Fällen notwendigerweise oder auch nur regelmäßig jene »Selbstreflexivität« greifbar wird, die man mit Oschema üblicherweise von performativen Akten erwartet).

Unabhängig von diesen Überlegungen zur begrifflichen Beziehung der beiden Analyseinstrumente Performanz und Performativität kann das Verhältnis von performativem (Ritual-)Akt und konkreter Performanz natürlich jederzeit auf der Phänomenebene untersucht werden. Will man etwa den Wandel von Ritualen historisch analysieren, so wird man sich wesentlich mit deren konkreten Aufführungen und ihren Rahmenbedingungen zu beschäftigen haben. Der Beitrag von Stéphane Péquignot, der sich mit der Entwicklung der aragonesischen »Selbstkrönung« beschäftigt, geht einen Schritt in diese Richtung. Er lädt zugleich dazu ein, den Stellenwert jener Phänomene zu hinterfragen, die die Forschung als institutionalisierte Rituale analysiert hat. Der Anspruch des aragonesischen Herrschers auf eine Königskrone stellte im 14. Jahrhundert wohl eine institutionalisierte, als gegeben angenommene politische Realität dar. Die symbolische Ausformung des Krönungszeremoniells hingegen war weit stärker der Agency der Akteure unterworfen als oft angenommen – stellte eben deshalb aber auch keine institutionalisierte Ritualsequenz dar, was bei der Interpretation von zeremoniellen Innovationen u. ä. zu berücksichtigen ist.

Noch einmal in eine andere Richtung verweist schließlich die Frage nach den Quellen: Wo wird die Performanz der spätmittelalterlichen Mächtigen überhaupt greifbar? Es liegt auf der Hand, dass wir konkrete Performanzen nur aus nachträglichen Berichten kennen, die durch die spezifischen Darstellungsabsichten der Autoren wie durch den Rekurs auf normative Modelle zumeist hochgradig überformt sind. Wo solche Berichte untersucht werden, fallen Forschungsziel und tatsächlicher Forschungsgegenstand nicht selten auseinander. So wird man Oschemas Beitrag zu »Performanz und Kriegserfolg [...] am Beispiel mittelalterlicher Feldherrenreden« zwar ohne Weiteres darin folgen, dass »jeweils kulturspezifische Techniken der Motivation nötig« sind, »um die Kämpfer dazu zu bringen, ihre Gegner zu töten und dabei ihren eigenen Tod zu riskieren« (S. 79), doch wagt der Rezensent auch ohne Erfahrung im aktiven Kriegsdienst zu behaupten, dass die im Ernstfall zum Einsatz kommenden rhetorischen Motivationstechniken wenig mit den von den Chronisten wiedergegebenen Reden zu tun haben – was im Beitrag insofern reflektiert wird, als man »die historiographischen Berichte [...] nicht unmittelbar beim Wort nehmen darf« (S. 100).

Angesichts dessen gelingt es Klaus Oschema zwar überzeugend herauszuarbeiten, dass die mittelalterlichen Beobachter dem konkreten Handeln und Auftreten ihrer Fürsten im Vorfeld von Schlachten große Bedeutung beimaßen. Wir erhalten auch Aufschlüsse darüber, welche Praktiken die Zeitgenossen hier als besonders wirkungsvoll ansahen. Die problematische Quellenlage bleibt indes immer mitzureflektieren. Wenn etwa vom englischen König Eduard III. berichtet wird, dass er vor der – gewonnenen – Schlacht von Crécy so leutselig mit einzelnen seiner Soldaten gesprochen habe, dass auch »ein Feigling dadurch kühn geworden wäre« (S. 96, Anm. 85), so lässt sich daraus weder schließen, dass die betreffenden königlichen Ansprachen tatsächlich stattgefunden haben, noch, dass solche Praktiken tatsächlich im apostrophierten Ausmaß Wirkung entfalteten. Mit einiger Sicherheit lässt sich allein festhalten, dass der Chronist durch Verweis auf eine als plausibel und effektiv wahrgenommene Feldherrnpraxis dem von ihm sehr wohlwollend dargestellten englischen König ein erhebliches Verdienst am errungenen Sieg zuschreiben wollte.

Der Band, dessen Beiträge hier nicht umfänglich gewürdigt werden konnten, bietet vor allem insofern Aufschlüsse über die »Performanz der Mächtigen«, als normative Modelle des fürstlichen Verhaltens und Auftretens in unterschiedlichen Kontexten herausgearbeitet werden. Das ist vielleicht nicht das, was man nach den einleitenden Ausführungen zur Performanzanalyse und ihrem »singularisierenden« Fokus auf die »individuelle Körperlichkeit der handelnden Personen« (S. 17) erwartet hätte, aber es ist nicht wenig – es ist sogar sehr viel. Man wird die Lektüre des Bandes daher lebhaft empfehlen – hofft aber zugleich auch, dass das dort konturierte Analysekonzept zukünftig offen und gegebenenfalls auch kritisch diskutiert werden wird.